Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Postanstalten des deutschen Reichs, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens, Rußlands und der Donaufürsten; in Berlin bei der Expedition, Jerusalemerstraße 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstraße 66; Filiale Königstadt: Königstraße 56/57; Filiale Louisenstadt: Prinzenstraße 41; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst „Handels-Zeitung“, sowie dem illustrirten Wigblatt „ULK“, der heiteren Montags-Beilage „Reigefit“, dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 Mark 25 Pf. Ausland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate à Zeile 50 Pf. („General-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstraße 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstraße 66, Königstraße 56/57, Prinzenstraße 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nummer 88. Berlin, Donnerstag, den 18. Februar 1892. XXI. Jahrgang.

Das öffentliche Militärgericht in Baiern.

Ruhiger, als man nach den zwei vorangegangenen Sitzungstagen erwartet hatte, verlief die geftrige Reichstagsdebatte über Soldatenmißhandlungen und Militärstrafprozeßordnung und bereitete dadurch dem Publikum, das sich auf den Tribünen drängte, einige Enttäuschung.

Herr v. Kardorff (freik.) lieferte nur eine Paraphrase der Reden des Reichskanzlers und verfehlte auch nicht, den abgegriffenen Gedanken zu wiederholen, daß die liberalen Redner ihre Aufgabe darin zu erblicken scheinen, der Sozialdemokratie zu helfoliren. Wird denn eine gute Sache dadurch schlecht, daß ein Sozialdemokrat sie billigt? Sind nicht die Handelsverträge mit Hilfe dieser Partei zu Stande gekommen, und hat die Regierung für ihr Invaliditätsgesetz nicht gerade auf der äußersten Linken Deckung gefunden?

Von nationalliberaler Seite trat Herr v. Marquardsen für die Ausdehnung des baierischen Militärstrafprozesses auf die ganze deutsche Armee ein und betonte, daß der baierische Kriegsminister ausdrücklich erklärt habe, das Prinzip der Oeffentlichkeit des Verfahrens auf das Wirksamste verfechten zu wollen. Erst der freisinnige Abgeordnete Professor v. Bar verstand es, die Diskussion auf ein höheres Niveau zu heben. Er lenkte die Blicke hinaus über die nationalen Grenzpfähle und erinnerte daran, daß seit den fünfziger Jahren das öffentliche und mündliche Verfahren in Schweden, Belgien, Portugal, Italien und Frankreich eingeführt sei; ja selbst in Rußland bestehe die Oeffentlichkeit. Da könnte doch auch in der deutschen Armee die Strafrechtspflege aus dem Schatten der Nichtöffentlichkeit heraustreten und dem Verfahren der Civilgerichte sich annähern. Daß die Generalkommandos, deren Gutachten inzwischen eingegangen sind, der Reform widerstreben, spreche an sich nicht gegen dieselbe. Es liege in der Natur der Menschen und insbesondere der Behörden, diejenigen Formen festzuhalten, in denen sie sich lange bewegt. Die Disziplin, welche in dem Vertrauen auf die Gerechtigkeit der Vorgesetzten beruht, könne nicht besser geschützt werden, als durch eine das Licht nicht scheuende Rechtspflege.

Die baierischen Abgeordneten des Centrums, in deren Namen Herr Schädler sprach, sind noch zu rechter Zeit der Klemme entschlüpft, in welche sie durch die Gouvernementalität der Herren Ballestrem und Huene gerathen waren. Sie entschlossen sich, für den Fall der Ablehnung der bajuvarischen Klausel dem Antrag Buhl-Richter zuzustimmen, welcher ohne Umschweife die Ständigkeit und Oeffentlichkeit nach baierischem Vorbild verlangte.

In der Abstimmung wurde thatsächlich jene Klausel, welche in den Absatz über die Prozeßreform die Worte einschalten sollte: „unbeschadet der in Baiern bestehenden Regelung“, abgelehnt, und so kam es, daß sich für den zweiten Theil des liberalen Antrags eine Mehrheit fand. Mit 143 gegen 100 Stimmen hat der Reichstag seinen Wunsch kundgegeben, bei der Reform der Militärgerichtsverfassung und der Militärstrafprozeßordnung die Grundsätze der Ständigkeit und Selbstständigkeit der Gerichte, sowie der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Hauptverfahrens zur Geltung gebracht zu sehen. *)

Die Einführung der Beschwerdepflicht, welche der Antrag Buhl-Richter gleichfalls enthielt, fand dagegen die Mehrheit nicht; 120 Stimmen waren dafür, 122 dagegen. Statt dessen wurde wenigstens die Nummer 2 der von der Budgetkommission beantragten Resolution, welche eine Erleichterung des Beschwerderechts verlangt, einstimmig angenommen.

Die dritte Nummer derselben Resolution, welche die Pflege des religiösen Sinnes unter den Angehörigen des Heeres forderte, fand die Mehrheit nicht, da selbst Parlamentarier wie Herr v. Kardorff sich ablehnend verhielten. Auch der Zusatz, den Abg. Richter über das Duellunwesen machen wollte, erlangte nicht die Mehrheit.

Hiermit waren die Berathungen über die Armeejustiz geschlossen, — wider den Willen einer größeren Anzahl von Abgeordneten, die sich noch zum Wort gemeldet hatten. Die Abstimmung über den Auslieferungsantrag des Herrn v. Bar, die zu Anfang der Sitzung stattfinden sollte, verlief ergebnißlos, weil das Haus noch beschlußunfähig war. In der alsbald neu anberaumten Sitzung stand der Gegenstand nicht auf der Tagesordnung.

*) Der also angenommene Antrag Buhl-Richter hat folgenden Wortlaut:

„Im Interesse der größeren Sicherstellung einer angemessenen Behandlung der Soldaten durch ihre Vorgesetzten erscheint es dringend erforderlich, bei der in Aussicht genommenen Reform der Militärgerichtsverfassung und der Militärstrafprozeßordnung die Grundsätze der Ständigkeit und Selbstständigkeit der Gerichte, sowie der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Hauptverfahrens, **wie sie sich im Königreich Baiern bewährt haben,** zur Geltung zu bringen.“

Bezirkshauptmann Krenzler von Tanga †.

Tanga, 17. Februar. (Kabeltelegramm des Berliner Tageblatts.) Bezirkshauptmann Krenzler, der die letzten Kämpfe gegen die Wadigos mitmachte, ist am perniciösen Fieber gestorben.

Die Reihen lichten sich. Die Zahl der Alten, Tapferen aus der Wissmannschen Schutztruppe wird immer kleiner. Nach dem braven Jelewski, dem unbezwingbaren Zitzewitz, dem tapferen Gravenreuth ist wieder einer der besten Männer von Wissmanns alter Garde gestorben!

Krenzler, früher Artillerieoffizier in Ulm a. d. Donau, kam Ende Januar 1886 nach Zanzibar und trat in die Dienste der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. Durch sein braves, biederes Wesen, seine große Gründlichkeit, durch eisernen Fleiß und Schaffensdrang errang er sich sehr bald eine hochgeachtete Stellung. Im März 1886 legte er die Station Dunda an und befestigte dieselbe gegen jeden Angriff; er war Distriktschef von Dunda bis Januar 1887. Ein Fieber zwang ihn, Ostafrika zu verlassen. In Egypten suchte und fand er Heilung von seinen Leiden. Kaum hergestellt, trat er in die württembergische Artillerie (Ulm) zurück und veröffentlichte alsbald eine sehr interessante Broschüre „Ein Jahr in Deutsch-Ostafrika“. Aber kaum hörte er von Wissmanns Kommandirung nach Deutsch-Ostafrika, als ein Brief von ihm in Berlin eintraf (Dezember 1888), in welchem er sich Wissmann zur Verfügung stellte. Anfang 1889 trat er als Chef in die Wissmannsche Schutztruppe ein und übernahm den Oberbefehl über den gecharterten Dampfer „Martha“, welcher die ersten Truppen, die Geschütze, Munition und Lebensmittel für die Truppen Ende März 1889 in Bagamoyo landete.

Krenzler betheiligte sich an der Erstürmung von Bushiris Lager bei Bagamoyo, an den Gefechten und der Einnahme von Saadani und Pangani und später an der Erstürmung von Mlembule. Sofort nach der Einnahme von Tanga im Juli 1889 wurde er Chef dieser Station und später Bezirkshauptmann des Tanga-Pangani-Distriktes.

Unter seiner eisernen Energie und rastlosen Thätigkeit erhob sich Tanga, „das Schmuckkästchen Ostafrikas“, wie der Vogel Phönix aus der Asche. Er baute das schöne, vorzüglich befestigte Fort von Tanga, hieß die Stationen Tangata und Mkodzia besetzen und öfter Streifpatrouillen durch das fruchtbare Bondeigebiet ziehen, um die Vorsältesten und Häuptlinge zu Friedensschauris nach Tanga einzuladen. Die Plantagen Amboni am Sigefluße, am Mkulumusi, die Saint Paul'schen Plantagen bei Tanga entstanden unter seinem wachsamen Schutze.

Den durch die Absicht des Gouverneurs v. Soden, die Palmen der Eingeborenen zu bestehlen, hervorgerufenen ersten Aufstand der Wadigos (September 1891) hat er beschwichtigt; auch hat er die beiden letzten Expeditionen gegen die Wadigos befehligt. Die Aufregungen und Strapazen, welchen er in letzter Zeit in dem Bezirke, den er so friedlich verwaltet und in kurzer Zeit zu hoffnungsvoller Blüthe gebracht hatte, ausgesetzt gewesen war, haben ihn vermuthlich aufs Krankenlager geworfen, von welchem er nicht mehr aufstehen sollte. Sein Tod wird seinen Kameraden und allen denen, welche mit ihm in Berührung getreten sind, sehr nahe gehen. Sein biederes, bereitwilliges Wesen wurde überall gepriesen. Das schöne neue Tanga war seine Schöpfung. Krenzlers Tod ist ein großer Verlust.

Eugen Wolf.

Zum Volksschulgesetz.

Vom Main wird uns geschrieben:

In der Volksschulgesetzkommission des Abgeordnetenhauses hat Herr **v. Huene,** der zeitige Führer des Centrums, ein bezeichnendes Wort ausgesprochen. „Wir machen,“ rief er den Nationalliberalen zu, „von unserer **Majorität** jetzt

Medusa.

Roman

[9. Fortsetzung.] von [Nachdruck verboten.]

E. Vely.

Ein Goldglanz war über dem Häuser- und Kirchenmeer da unten gewesen, nun lag das Alles im Schatten, aber das gewaltige Glockenläuten tönte fort um sie her, in ihr.

Ihr Herz frei — ach ja, es hatte noch Niemand danach begehrt und sie es noch Keinem zugewendet — sie war ja von ihrer Mutter in unbarmherziger Lebenskluggheit erzogen worden.

Und nun hob sie die Blicke voll und er hätte die ehrliche Antwort daraus lesen können, ohne daß sie es deutlich aussprach: „Ja!“

„Ah —“ es kam laut aus seiner Brust, aber heiser, wie der leise Schrei eines Falken, der auf seine Beute stößt — erst später, viel später machte sie diesen Vergleich, wenn sie des Augenblickes dachte, in welchem Graf Clovio da auf dem Balkon an ihrer Seite gestanden und ihre kalten Finger gehalten hatte.

„Das ist Alles, was ich will, wünsche — vorläufig —“ fuhr er gekämpft fort. „Wenn ich, der Mann vorgerückten Alters, Ihnen sage, daß ich Sie liebe, von jenem ersten Augenblicke an, so werden Sie das begreiflich finden — ich durfte an Sie nur jene eine Frage stellen. Aber, vielleicht, Oda, wenn Sie mich nicht zurückweisen, lernen Sie, mir gut zu sein.“

Eine Pause. Sie fühlte ihre Finger befreit, sie lehnte an der Balustrade, deren Marmorkälte sie durch ihr Gewand empfand —

„Und nicht jetzt eine Antwort — nicht jetzt,“ klang es weiter in ihr Ohr, „Sie sollen bedenken, heute, morgen, so lange Sie wollen, erwägen und prüfen, ob Sie Gräfin Clovio werden können.“

Sie wagte nicht, den Mann jetzt anzusehen, der sie vor die erste und wichtigste Entscheidung ihres Lebens stellte. — Wie ein Nebel schien es da zu ihren Füßen zu wogen, auf und nieder — das war nicht mehr das zauberische Rom, das sonnige Italien. Es war nordische Herbstluft, feuchte Dämpfe, die emporstiegen aus dem schilfbewachsenen Teich, an welchem das alte Stiftsgebäude mit seinen grauen Mauern, seinem gothischen Schloßthurm lag — niedere Fichtenwaldungen dahinter und dann die Ebene mit Ackerfurchen, Wiesen, bis ins Unabsehbare. So war's gewesen, als sie als Kind die Tante ihres Vaters, die Aebtissin Clotilde, besucht — hatte der feuchtmodrige Moorgeruch auch nicht Aehnlichkeit mit der Luft in S. Clemente?

Nein doch, da lagen ja erst die „Todten“ — den Lebenden unter den Clovio dufteten alle Blumen des schönsten Landes hier, deren Augen ruhten auf den lieblichen Contouren der fernen Berge, die durften sich freuen an all den Kunstwerken unsterblicher Meister. —

In der Stiftskirche zu Plömitz hing eine Grablegung Christi an der weißen Wand, solch steife Frauen, solch hölzerne Männer und der arme, hagere Leib des Heilandes hatte ihr damals schon Entsetzen eingeflößt, und das wieder schau'n zu sollen, nachdem ihr das Gefühl für das wahrhaft Schöne hier aufgegangen, jede Woche, viele Monate, Jahre lang — all die dieben, welche vielleicht noch vor ihr lagen, — o Grauen — nein, nein, nur das nicht.

„Oda, Komtesse von Schoringen, Stiftsdame zu Plömitz — als höchstes Ziel des Ehrgeizes vielleicht einmal Aebtissin, wie die auf dem Friedhofe nun schlummernde weißhaarige Tante — oder —

„Gräfin Gaetano Clovio —?“

Noch ein Schwingen der Glocken, nun langsamer, immer leiser, eine nach der andern verklingend, und als es still dort unten geworden war, da hob sie den Kopf und sah den Mann an ihrer Seite an.

„Graf Clovio — ich brauche nicht zu erwägen — mein Herz ist frei, hier ist meine Hand! Ich will den ehrlichen Versuch wagen, Ihnen das Leben —“

Er hatte sie nicht aussprechen lassen, derselbe unartikulirte Laut wie vorhin entrang sich seinen Lippen, es war, als wolle er die Arme nach ihr ausstrecken, dann besann er sich und küßte ihr die Hand.

„Ich danke Ihnen, Komtesse!“

*

Die Gräfinnen Schoringen hatten sofort nach der Heimkehr ihre Zimmer aufgesucht, recht zur Enttäuschung der noch im gemeinschaftlichen Salon versammelten andern Hausbewohner, welche sie in die Equipage des Grafen Clovio hatten steigen sehen.

Die Thüre des dunklen Wohnzimmers stand offen, der Duft der Sträuße drang von dort herüber, Gräfin Dietlindes graues Kleid lag über einen Stuhl ausgebreitet. In dem Schlafgemach standen die beiden mit Mullvorhängen versehenen, eisernen Betten, ein gleich geschmückter Tisch, ein Spiegelschrank mit ein paar blauen Glasvasen. Oda hatte Lorbeerzweige hineingesteckt. Die beiden Kerzen auf bronzenen Leuchtern in antiker Form flackerten unruhig.

Odas blasses Gesicht wurde ihr von dem Spiegel zurückgeworfen. Sie ordnete ihr Haar für die Nacht, wellig und goldschimmernd fiel es über ihre Schultern herab, aus dem weiten Frisiermantel hoben sich ihre schöngerundeten Arme.

Gräfin Dietlinde, in einen etwas abgetragenen Plüsch-Schlafrock gehüllt, lag auf der Chaiselongue, einem uralten Möbel, das bei jeder Bewegung ächzte — sie sah unter den halbgesenkten Lidern nach ihrer Tochter hin.

Diese Oda — und das Erlebte! Wie hatte sie Jahre lang in Bezug auf dieselbe sich bangen Befürchtungen hingeben können — sie hat ihr im tiefsten Herzen ab. Dann hustete sie leicht, fuhr mit der Hand nach der Schlafe, griff mechanisch nach einem Riechfläschchen, legte es wieder fort und sagte mit einem Lächeln:

„Das wirst Du auch nicht lange mehr thun müssen!“

Oda wandte die blauen Augen von dem eigenen Bilde ab.

„Was, Mama?“

„Dich selber bedienen — Du und ich haben lange genug diesen unwürdigen Zustand ertragen —“

„Ja, so,“ kam es gedehnt von den frischen Lippen.

Gräfin Dietlinde setzte ihr Thema im Stillen fort. Der Toilettentisch dürfte auch anders aussehen, und blitzendes Geschmeide würde ihr Kind von Hals und Armen fortan loslösen — schade, daß sie noch nicht Gelegenheit gefunden, etwas über den Familienschmuck der Clovio zu hören.

So sieht eine Braut aus, die sich vor drei Stunden verlobt hat, dachte Oda, in das Glas zurückblickend — nichts Besonderes ließ sich in dem Ausdruck ihres Gesichts konstatiren, als die ungewöhnliche Blässe.

Wie hätte sie denn aber auch aussehen sollen? sie herzog die Lippen, als spotte sie über sich selber. „Glückstrahlend“ pflegte man ja wohl herkömmlicher Weise von Brautpaaren zu sagen.

Sie rief sich die Situation zurück, wie sie da oben an Graf Gaetanos Seite gestanden, nachdem die kurzen und doch so inhaltreichen Worte zwischen ihnen gewechselt waren. Orangenduft war herangezogen und hatte sie leise und schmeichelnd umwebt.

Ein fester, klangvoller Ton, in dem Graf Clovio sein „ich danke“ gesprochen, ein Blick, der bestimmend über sie hinglitt, die da in ihrem schlichten, weißen Kleide stand, bewußt, daß sie über ihr Schicksal entschieden.

Dann war der Graf zur Mutter getreten.

„Gräfin Schoringen, Sie haben gehört, was zwischen uns gesprochen wurde. In meiner Lage mußte ich mich zuerst über die Gesinnung der Komtesse Oda unterrichten —“ der Mann hatte

Hierzu die Beilage „Mittheilungen über Landwirthschaft 2c.“ Nr. 7.